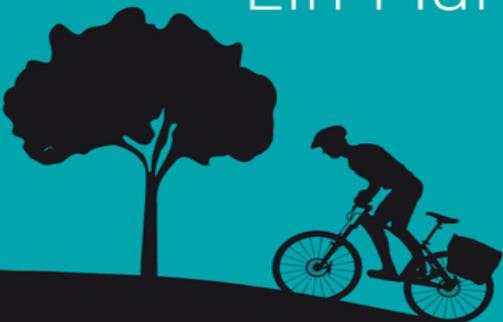




GÖTZ NITSCHE

 **B**  *onus*
land

Ein Mann, ein Rad, eine Sehnsucht



**CON
BOOK.**

**CON
BOOK.**

GÖTZ NITSCHKE
Bonusland

Ein Mann, ein Rad, eine Sehnsucht

1. Auflage

© Conbook Medien GmbH, Neuss 2019

Alle Rechte vorbehalten.

www.conbook-verlag.de

Einbandgestaltung: Weiß-Freiburg GmbH – Graphik & Buchgestaltung

Fotos: Götz Nitsche

Satz: Röser MEDIA, Karlsruhe

Textkorrektur: Matthias Sommer, Berlin

Druck und Verarbeitung: CPI Books GmbH, Leck

ISBN: 9783958892125

Folgen Sie uns!

Wir informieren Sie gerne und regelmäßig über Neuigkeiten aus der Welt des CONBOOK Verlags. Folgen Sie uns für News, Stories und Informationen zu unseren Büchern, Themen und Autoren.



www.conbook-verlag.de/newsletter



www.facebook.com/conbook



www.instagram.com/conbook_verlag

Für Liza, weil du mich doch noch gefunden hast.

»Eine Fahrt mit der Eisenbahn kann ich beim besten Willen nicht als Reise bezeichnen. Man wird ja lediglich von einem Ort zum anderen befördert und unterscheidet sich damit nur sehr wenig von einem Paket.«

John Ruskin

Inhaltsverzeichnis

Schreie im Sturm

Eine große Reise

Fünf Monate zuvor
Reise nach El Salvador
Guatemala und der Typ mit dem Rad
Der Zahn ist weg
Reiselust und Reisefrust

Ankunft und Planung

Im Hier und Jetzt
Ngāruawāhia
Shopping-Tour

Der Probetrip

Die Gastfreundschaft
Die Hügel
Der Radwanderer
Der Milchbauer
Der Regen
Das Auenland

Von Ngāruawāhia bis New Plymouth

Ngāruawāhia, weltberühmt in Neuseeland
Der Ignorierer
Die Höhlen von Waitomo
Die Westküste
Die Weisheit des Alters
Das Bonuslevel
Gegen den Wind

New Plymouth bis Lake Taupo

New Plymouth
Die Republik des Widerstands

Das Kreuz mit dem Rad
Der böse Bruder Tongariro
Der Krater und ich

Vulkanebene bis Wellington

Die Vulkanwüste
Das Ende der Superkraft
Wellington
Paekakariki

Picton bis Nelson

Die Passage
Die Marlborough Sounds und Nelson

Abel Tasman und die Golden Bay

Der Preis für das Paradies
Der alte Mann und das Boot
Von Moselwinzern und einem Haus am Strand
Vom Farewell Spit und Schafen

Zur Westküste bis Wanaka

Zack und Bill in der Buller Gorge
Muffins und anderer Luxus
Von Pfannkuchen, Höhlen und einem alten Herrn
Von Kiwis, Franz Josef und dem letzten Schrei

Wanaka, Queenstown, Routeburn Track und Fiordland

Krank am Lake Wanaka
Die Skifelder von Cardrona
Queenstown und der Kick
Der Routeburn Track und Fiordland

Der Otago Rail Trail bis Nugget Point

Der Rail Trail
Über Middlemarch bis fast an die Ostküste
Nugget Point

Dunedin und die Otago Peninsula

Der schönste Ort der Welt
In und um Dunedin
Schoko oder Bier?

Von Oamaru bis Christchurch

Eine Taverne in Albury

Lake Pukaki

Das Anhalter-Paar

Die Zielgerade

Epilog: Im Ziel und doch erst am Anfang

Schreie im Sturm

Es ist kalt. Ich friere an den Fingern. Die unerbittliche Westküste von Neuseeland schlägt mir gnadenlos ins Gesicht. Mühsam trete ich dem nächsten Anstieg entgegen. Im wahrsten Sinne des Wortes: Ich trete in die Pedale. Erschöpft hebe ich die Hüfte aus dem Sattel, dabei will ich nichts mehr als eine Pause. Doch bis zur nächsten Stadt wird es noch ein paar Tage dauern. Meine Vorräte geben mir vor, wann ich dort ankommen muss. Ich muss. Warum tue ich mir das an?

Jammern bringt mich auch nicht weiter. Also beiße ich die Zähne zusammen und trete weiter in die Pedale. Im gleichen Maße, wie es bergauf geht, geht es mit meiner Stimmung bergab. Die nächste Windbö reißt mich beinahe in den Straßengraben. Das schwere Gepäck zerrt mich zurück. Die Muskeln am unteren Rücken sind kalt und schmerzen. Die Beine sind taub vom ewigen Kurbeln der Pedale. Und mein Kopf - nun ja. Ich habe das Gefühl, er könnte mal eine Pause gebrauchen.

Als ich den höchsten Punkt erreiche, reißt für einen Moment die Wolkendecke auf. Ich schieße den Hang hinab und erinnere mich für einen Augenblick, dass die Gleichung auch andersrum funktioniert: Wenn ich bergab fahre, geht es mit der Stimmung bergauf. Ich erkenne wieder, warum ich hier bin, warum ich seit sechs Wochen auf den Straßen Neuseelands lebe. Und ich muss an den Anfang meiner Reise denken, die ich im Norden des Landes begann, als die

Tage noch lang und die Nächte mild waren. Vor meinem geistigen Auge sehe ich die Farnwälder der Coromandel-Halbinsel und die saftigen Ebenen von Waikato. Ich erinnere mich an die Legenden der Maori um ihre Vulkane und an die Naturwunder der Nationalparks. Momente des Glücks schießen mir in den Kopf, als ich am Fuß des Hügels ausrolle. Erinnerungen an die Menschen, die ich kennenlernte, und über die geheimen Plätze, die ich fand. Und all dies erarbeitete ich mir mit der Hilfe eines einfachen Stadtfahrrads und der Kraft meiner Beine. Das sind doch genug gute Gründe, sich das anzutun. Oder etwa nicht?

Ich überlege kurz, ob ich eine Pause einlegen soll, doch wozu? Ich bin ohnehin schon am Schwitzen und die Wegstrecke vor mir wird nicht kürzer, wenn ich absteige. Also fahre ich weiter. Und kann die Frage nach dem Sinn dieser Reise dennoch nicht ganz abschütteln.

Vor weniger als einem halben Jahr war ich Student des angesehenen Karlsruher Instituts für Technologie. Während ich meine Diplomarbeit anfertigte, erlebte ich einen letzten glorreichen Sommer zum Abschluss einer wunderbaren Studienzeit. Das Leben sah nicht schlecht aus von diesem Standpunkt. Im Herbst durfte ich mich Ingenieur der Elektro- und Informationstechnik nennen. Ich wollte im Bereich der erneuerbaren Energien einen Job finden. Ich hatte all meine Fächer darauf ausgerichtet: Ingenieur im Bereich der erneuerbaren Energien. Ein Beruf mit Zukunft, für eine bessere Zukunft für alle. Was kann es Besseres geben als eine Beschäftigung, der man aus Überzeugung nachgeht? Ich jedenfalls weiß nichts Besseres.

Und trotzdem hielt mich etwas davon ab, mich anschließend um diese Zukunft zu bemühen. Irgendetwas in meinem Inneren zog mich in die andere Richtung. Ich wollte noch mal weg. Erst einmal um die Welt, und dann würde ich

schon so weit sein, dachte ich. Mit dem Rucksack durch Mittel- und Südamerika und dann – mal sehen. Denn sie würde schon nicht weglaufen, meine Zukunft. Ich konnte damals ja nicht ahnen, dass ich nur wenige Monate später mein gesamtes Hab und Gut auf einem Gepäckträger durch Neuseeland transportieren würde.

Doch da bin ich nun. Hinter mir ein Hang und vor mir der nächste. Zu meiner Rechten rollen die Wellen der Tasmanischen See so wild herein, dass jeder Schlag auf die Küste wie Donner zu mir heraufrollt. Links verstecken sich die höchsten Gipfel der Südalpen im Nebel. Im ständigen Wechselspiel der Wolken wirken die steilen Hänge wie das Tor zu einer anderen Welt. Wobei die schroffe Schönheit der Westküste mich heute nicht berühren kann. Zumindest dringt sie nicht bis in meine Seele vor, nur an meinem Fahrrad rüttelt und zerrt sie mit ihren Elementen, als wollen mich diese verschlingen und nie wieder loslassen. Die Schönheit berührt mich nicht, aber sie wirft mich um.

Jetzt beginnt es auch noch zu regnen. Doch lieber fahre ich durch den Regen, als dass ich wie ein begossener Pudel am Straßenrand stehe. Meine Regenjacke habe ich ohnehin schon an, also fahre ich einfach weiter. Es ist die einzige Jacke, die ich dabei habe. Ihre Nähte lösen sich auf, die Versiegelungen haben sich schon lange verabschiedet, und trotz der Kälte klebt sie an meinem verschwitzten Rücken, denn sie ist so atmungsaktiv wie ein Fisch in der Wüste.

Jetzt schwitze ich sie voll, während von oben der Regen auf mich herunterprasselt. Wasser von beiden Seiten. Und dieser Berg hat es in sich. Seit Wochen habe ich das Gefühl, dass ich nichts anderes tue, als Berge zu bezwingen. Ich bin inzwischen etwa 2000 Kilometer gefahren und bewältige mühelos 100 Kilometer am Tag. Flaches Terrain ist rar in diesem Land, und ich bin es gewohnt, dass Anstieg auf

Anstieg folgt. Aber dieser hier schafft mich. Wieder drängt sich mir unweigerlich diese Frage auf: Warum tue ich mir das an?

Ich könnte längst gutes Geld verdienen. Drei Monate Reisen hätten vielleicht doch genügt, warum bin ich noch immer unterwegs? Ich könnte den Frühling in Deutschland genießen. Doch anstatt mich an den länger werdenden Tagen der Nordhalbkugel zu erfreuen, kämpfe ich mich durch den neuseeländischen Herbst. Ich lebe auf der Straße. Nachts idealerweise neben ihr oder auch darunter, wenn sich eine schützende Brücke findet. Ich wasche mich in Flüssen und koche mein Essen auf einem wackeligen Campinggerät. Wenn ich durch eine größere Stadt fahre, stocke ich meine Vorräte auf. Wenn ich mal mit Menschen ins Gespräch komme, bin ich nach kurzer Zeit heiser, denn meine Stimmbänder haben sich längst an das Schweigen gewöhnt. Und wenn ich dann mal die Gelegenheit finde, mit der Welt, die ich zu Hause zurückließ, in Kontakt zu treten, dann lese ich von Studienfreunden, die längst die Weichen für ihre Karriere gestellt haben. Darum müsste ich mich auch mal kümmern. Ein Einstieg bei einem der großen Energieversorger wäre vielleicht nicht schlecht. Warum zögere ich es hinaus, indem ich den Arsch der Welt mit meinem Arsch auf dem Fahrrad erkunde?

Nach dem Abschluss des Diploms erschien es mir wie die letzte Gelegenheit vor der Rente, noch mal ein Abenteuer zu erleben. Einmal um die Welt, dem Sommer hinterher. *Sommer*, denke ich sehnsüchtig. Das war der Plan gewesen. Was mache ich also im neuseeländischen Herbst ohne eine ordentliche Jacke, auf einem Fahrrad in diesem unwirtlichen Landstrich?

Ich kämpfe gegen den Wunsch an, das hier alles abubrechen. Das Fahrrad die Klippe hinunterzustoßen und

zum nächsten Flughafen zu trampen. Mich dort in ein warmes Hotel einzubuchen und am nächsten Tag nach Hause zu fliegen. Ich könnte für ein paar Monate bei meinen Eltern unterkommen und bald mein eigenes Geld verdienen. Endlich finanziell unabhängig sein. Endlich eine eigene Wohnung haben. Endlich arbeiten.

Nein!, denke ich unvermittelt. Das will ich nicht!

Mit einem Mal wird mir klar, dass diese Reise viel mehr ist als ein letztes großes Abenteuer. Ich will kein Ingenieur sein. Ich will keinen Job im Büro. Ich will nicht von jetzt an bis zur Rente jeden Tag am Schreibtisch sitzen und immerfort dasselbe machen. Ich will nicht nach Hause zurück!

Plötzlich beginne ich zu schreien. Ich schreie gegen den Regen, gegen den Berg, ich schreie dieses Leben in Grund und Boden. Wieder und wieder platzt es aus mir heraus, dass der Regen erschrocken zurückzuweichen scheint. Der gesamte Frust, der sich in mir aufgestaut hat, bahnt sich seinen Weg nach oben. Ich schreie, bis mir die Luft zum Radfahren fehlt. Schreie im Nirgendwo, die niemand hört außer ich selbst. Die Wolken verschlucken den letzten Ton, bevor er vom Berg widerhallt. Dieser verfluchte Berg, der nicht enden will, diese durchnässte Kleidung, die mich und meine Stimmung nach unten zieht. Und das Leben, das mich zu Hause erwartet. *Darum*, denke ich bei mir. Darum tue ich mir das an.

Doch diese Erkenntnis bringt keine Erleichterung, im Gegenteil. Mit einem Mal spüre ich eine riesige Panik vor meiner Rückkehr. Und die Frage nach dem *Warum* weicht der Frage nach dem *Wie*. Wie konnte es nur so weit kommen?

Eine große Reise

Fünf Monate zuvor

Seien wir doch mal ehrlich: Es existieren grundsätzlich zwei Arten zu reisen. Es gibt zum einen die Pauschalreise, in der man die Organisation einem Veranstalter überlässt, sich pünktlich mit der Reisegruppe am vereinbarten Ort einzufinden hat und ansonsten lediglich herausfinden muss, welches der kürzeste Weg vom Zimmer zum Pool ist.

Zugegeben, es kann gute Gründe dafür geben, sich einer Reisegruppe anzuschließen. Wenn man den Everest besteigen will zum Beispiel. Oder wenn man sich einer Expedition in die Antarktis anschließt. Das wären ungünstige Orte, um sich zu verlaufen, das kann ich nicht abstreiten. Da wäre ein Gruppenführer hilfreich.

Doch im November nach meinem Studium sah ich in dieser Art zu reisen keinen Reiz. Ich meine, hätte ich ein Angebot gefunden, mit meinem verfügbaren Budget bis auf den Everest oder an den Südpol zu gelangen, hätte ich vielleicht zugeschlagen. Da mir dies jedoch unwahrscheinlich erschien, zog mich die zweite Art zu reisen in ihren Bann: die Rucksackreise.

Die Rucksackreise ist der coole Bruder der Pauschalreise. Auf einer Rucksackreise nimmt man die Organisation selbst in die Hand, kümmert sich vor Ort um die nächsten Ausflüge und Tagesetappen und sucht sich seine Unterkunft erst bei

Einbruch der Dunkelheit. Die Rucksackreise ist der Profisurfer, die Pauschalreise ist der Nerd, der online Billabong-Klamotten shoppt.

Hätte ich in jenem November eine geführte Reise angetreten, wäre ich mir vorgekommen, wie auf meinen ersten Partys als Student: Anstatt die geheimnisvolle Hübsche anzusprechen, die den Reiz des Abenteuers ausstrahlte, machte ich dort eher mit der molligen Freundin der Hübschen herum. Ich meine, die Mädchen sahen schon okay aus, und am Ende war es definitiv besser, als wenn ich zu Hause geblieben wäre. Aber im Grunde war es dieselbe Routine wie sonst auch immer, und am nächsten Morgen blieb die Frage: Was wäre gewesen, wenn?

Nein, dieses Mal suchte ich unbedingt das Abenteuer. Also packte ich meinen Rucksack mit nichts als Kleidung für den Sommer und kaufte ein Ticket nach Mittelamerika.

Meine Mutter fiel aus allen Wolken, als sie begriff, wie lange ich wirklich vorhatte zu reisen.

»Ein Jahr?«, fragte sie. »Ein ganzes Jahr? Welcher Arbeitgeber soll dich denn dann noch wollen?«

Ich zuckte mit den Schultern. Den Gedanken wollte ich nicht an mich heranlassen. Ich sah das so: Für einen Chef, der ein Problem damit hatte, dass ich nach dem Studium erst mal für ein Jahr die Welt erkundete, wollte ich ohnehin nicht arbeiten. Ansonsten würde ich mir darüber Gedanken machen, wenn ich zurückkäme.

»Sicher, dass drei Monate nicht reichen?«, fragte sie.

»Vielleicht werden es auch zwei Jahre«, gab ich zurück. Denn jetzt, unmittelbar vor dem Start ins Berufsleben, hatte ich das Gefühl, dass mir womöglich zum letzten Mal das kostbarste Gut der ersten Welt zur Verfügung stand: Zeit. Nein, die Dauer meiner Reise war nicht verhandelbar.

Meine Mutter bestand darauf, mich zum Bahnhof zu fahren. Da ich meine Wohnung gekündigt und all meinen Besitz wieder bei meinen Eltern untergebracht hatte, war ich ihr diesen Gefallen wohl schuldig. Unmittelbar vor dem Abschied verdrückte sie ein paar Tränen. Das erwischte mich eiskalt, damit hatte ich nicht gerechnet. Kurz vor der letzten Umarmung sah ich dieses Blitzen in ihren Augen. Was gab es denn da zu weinen? Immerhin war ich schon öfter für längere Zeit im Ausland gewesen. Aber ein Jahr war eine lange Zeit, das musste ich zugeben. Machte sich meine Mutter etwa Sorgen um mich?

Keine Ahnung, woher das rührte. Vielleicht, weil ich dieses Jahr unbedingt allein verbringen wollte. Ich hatte mir nicht mal die Mühe gemacht, nach einem Reisepartner zu suchen. Ich war gern allein. So vermied man Konflikte am effektivsten. Mir erschien es friedvoller. Meine Mutter hingegen hielt es wohl für verrückt. Ich konnte es ihr nicht übel nehmen, aber musste sie sich deswegen gleich Sorgen machen? Für mich war es unvorstellbar, ein Jahr mit einem Freund oder einer Partnerin zu reisen – daran musste in meinen Augen auch die stärkste Beziehung zugrunde gehen.

Der Gedanke, allein zu reisen, erschien mir daher nur logisch. Doch ich hatte schon häufig feststellen müssen, dass die Dinge nur so lange einen perfekten Sinn ergaben, solange ich sie für mich behielt. Ich wollte allein reisen. Punkt. Aus. Ende. Sollten andere das doch anders sehen. Sobald ich mich auf Diskussionen einließ, stand ich unter Stress. Das waren ganz generell keine guten Voraussetzungen für eine Reise mit Freunden. Von einer Beziehung ganz zu schweigen. Damit wäre das Thema also auch geklärt: Eine Freundin gab es nicht, die mich zurückgehalten hätte. Nicht mehr. Bei dem Gedanken

entfuhr mir ein Seufzer. Meine erste und gleichzeitig auch meine letzte Beziehung lag noch nicht lange zurück. Und sie hatte - wie wohl die meisten Beziehungen - nicht gut geendet.

Während die kahlen Felder vor dem Fenster des ICE vorüberzogen, der mich zum Flughafen brachte, strich ich mir nachdenklich über den ebenso kahlen Kopf. Vielleicht lag die Sorge meiner Mutter auch darin begründet, dass ich in Vorfreude auf ein Jahr Sommer einen Aufsatz auf meinen Rasierer gesteckt und auf meinem Schädel Tabula rasa gemacht hatte. Die Frisur sah ein wenig gewöhnungsbedürftig aus, das musste ich wohl zugeben. Ich sah aus wie einer jener verwirrten jungen Männer, die man heutzutage auf Pegida-Demonstrationen antrifft. Besorgniserregend? In den Augen meiner Mutter ganz bestimmt.

Es war Anfang November und in Deutschland brach grade der Winter an. Das war das Gegenteil von dem, was ich mir für das kommende Jahr vorgenommen hatte, daher führte mich mein erstes Ticket ins immer heiße, immer dampfende El Salvador. Runter mit dem Mantel, runter mit den Sitzpolstern, runter mit den langen Haaren! Raus aus Deutschland, raus aus der Komfortzone und rein ins Abenteuer! Auf ins staubige Abgas der Panamericana! Ein Jahr westwärts, das war die Devise, mal abgesehen von der Nord-Süd-Bewegung auf dem amerikanischen Kontinent. In jedem Fall: Ein Jahr dem Sommer folgen. Strände, Dschungel, Freiheit! Ein Jahr Entschleunigung. Und dann? Vielleicht noch eins, mal sehen. Eine letzte Umarmung, eine letzte Tasse Tee am Flughafen, und ich war weg. Was ich wohl entdecken würde?

Reise nach El Salvador

Ziemlich viel, stellte ich bald fest, nur nicht mein Gepäck. Eine Viertelweltumrundung später stand ich am Kofferband und sah ratlos nach links und rechts. Die Suche nach dem großen Abenteuer war fürs Erste einer Suche nach dem kleinen Rucksack gewichen. Ein Passagier nach dem anderen griff sich seinen Koffer vom Band, bis schließlich keiner mehr übrig war. Übrig blieben lediglich ich und ein weiterer Deutscher, der dieselbe Flugroute über Santo Domingo und Panama City hinter sich hatte. Irgendwann, viel zu spät, beschlich uns das Gefühl, unseren Einsatz verpasst zu haben in dieser Variation eines Spielklassikers: der Reise nach Jerusalem mit Gepäck anstelle von Stühlen.

Eigentlich bin ich ein Angsthase. Das habe ich vielleicht vergessen zu erwähnen, ist aber nicht ganz unwichtig. Denn früher hatte ich Angst vorm Nikolaus, und als der Pumuckl aus Versehen die Werkstatt vom Meister Eder anzündete, habe ich mich unterm Tisch verkrochen. Im Schwimmbad traute ich mich nicht, einen Salto vom Beckenrand zu machen, weil ich Angst hatte, mir den Kopf aufzuschlagen und zu verbluten. Ich habe in meinem ganzen Leben nie an einer Zigarette gezogen, nicht ein einziges Mal, weil ich Angst hatte, sofort süchtig zu sein. Und während meiner gesamten Schulzeit habe ich mich nie getraut, das Mädchen anzusprechen, das ich mochte. Vielleicht war das auch der Grund, warum ich allein reisen wollte: Um meine Angst zu überwinden. Doch nun fühlte ich mich so verlassen wie noch nie in meinem Leben.

Der Flughafen von San Salvador hatte den Charme eines sibirischen Busbahnhofs. Und in diesem Augenblick versprühte die Höhe der Decke ein Gefühl der Einsamkeit wie sonst nur die russische Tundra. Mit dem Unterschied,

dass ich schwitzte, denn ich trug noch immer die lange Hose, die mir im deutschen Spätherbst geeignet erschienen war.

Das Gepäckband drehte so quietschend und nutzlos seine Runden wie die angeschimmelten Ventilatoren an der Hallendecke. Als auch der letzte Mitflieger der Putzkolonnen gewichen war, bewegte sich ein Flughafenmitarbeiter zielstrebig, aber offensichtlich widerwillig auf uns zu. In seiner Hand hielt er einen Zettel, auf dem mein Name stand. Ein paar Mal versuchte er, ihn anzusprechen, dann hielt er ihn mir hilfeschend unter die Nase. »Eres tú?«, fragt er.

»Sí«, antwortete ich. Verunsichert folgte ich dem Mann in ein kleines Büro. Der andere Deutsche, der dasselbe Problem hatte, folgte uns unauffällig. Der schwitzende Tico erklärte uns die Sachlage. Es war schon bekannt, dass mein Rucksack verschwunden war, nur leider wusste niemand, wohin. Was nun?

Ich hatte zwar keine Reservierung, aber immerhin übers Internet die Adresse eines Hostels für die erste Nacht rausgesucht und schrieb sie dem Arbeiter auf einen Zettel. Hoffentlich hatten die überhaupt noch ein Zimmer frei. Und hoffentlich würde der Flughafenmitarbeiter meinen Zettel nicht gleich verlieren. Von Computern hatte man in El Salvador bislang offenbar nur am Rande was mitbekommen. Es stand zwar ein fester Röhrenmonitor auf dem Tisch, doch offenbar nur zur Dekoration.

Meinem Bruder in der Not erging es ebenso, und da er nichts weiter geplant hatte, hingte er sich an mich dran.

»Und jetzt?«, fragte er mich, als wir zurück in die Halle traten. In seinen Augen sah ich, dass er mindestens so

verunsichert war wie ich. Also riss ich mich zusammen und tat so, als hätte ich die Lage im Griff.

»Ich kenne mich aus«, sagte ich. »Zu dem Gasthaus finden wir locker.«

Entschlossen schritten wir aus dem Flughafengebäude, bereit für die volle Dröhnung Abenteuer. Und Mittelamerika empfing uns mit einer Breitseite. Die Hitze schlug uns ins Gesicht wie Rocky Balboa die Schweinehälfte. Es war schwülheißer als in Miami im Juli. Der Asphalt brannte. Palmen säumten die Parkplätze. Vor den Bergen in der Ferne drehten Geier ihre Runden. Taxifahrer bedrängten uns, versuchten, uns unser Handgepäck aus den Händen zu reißen. Wir schüttelten sie ab und nahmen Kurs auf die Bushaltestelle am anderen Ende des Parkplatzes. Nach der halben Strecke klebte die Jeans an meinen Beinen. Ein kleines Stück weiter bildeten die Socken Schwimmhäute zwischen meinen Zehen und prusteten seitlich Schweiß wie durch Kiemen in meine viel zu dicken Skateschuhe.

»Ein Glück, dass wir keinen schweren Rucksack tragen müssen«, versuchte ich zu scherzen. Mein Reisebegleiter grunzte missmutig. Wo war der Bus? Auf der Suche nach einer Zeittafel wichen wir den Obstverkäufern aus, die uns an den Grenzen des Flughafengeländes auflauerten.

Der Bus kam eher selten, wie sich herausstellte, denn der Flughafen lag etwas abseits der Panamericana. Aber findige Ticos hatten das Nischengeschäft für sich entdeckt, und so forderte uns kurz darauf der Beifahrer eines Pick-ups auf, hinten auf die Ladefläche aufzuspringen. In der verzweifelten Hoffnung auf ein wenig Abkühlung durch den Fahrtwind fackelten wir nicht lange.

Früher hatte ich angenommen, der Begriff »voll« in Bezug auf Autos sei hinreichend definiert. Ein Reisebus hat

um die fünfzig Sitzplätze, ein Golf hat fünf und ein Pick-up zwei. So dachte ich. In anderen Kulturen scheint »voll« allerdings ein dehnbarer Begriff zu sein, ähnlich wie Verkehrssicherheit, Hygienestandards und Rechtsstaatlichkeit. Voll ist ein Fahrzeug in El Salvador dann, wenn sich auf der einen Seite ein Passagier hineinquetscht und dafür am anderen Ende einer herauspurzelt. Und dann ist noch Platz für zwei Kinder. Dieser Pick-up war nicht voll – er war schweinetransportervoll.

Dankbar für die Tatsache, dass ich einen Kopf größer bin als die meisten Ticos, griff ich über die Köpfe hinweg nach dem Geländer unseres Beförderungsmittels und verteilte meinen Moschusduft an die Mitfahrer. Wie die Würstchen im Glas schossen wir kurz darauf über die Panamericana, durchgeschüttelt bei dem verzweifelten und erfolglosen Versuch, die zahllosen Schlaglöcher dieser Sehnsuchtsstraße zu umkurven. Meine Sehnsucht bezog sich in diesem Augenblick allerdings eher auf das Ziel meiner Reise. Nein, nicht der Weg war in diesem Fall mein Ziel, sondern das verdammte Ziel. La Libertad. Hupend und fluchend überholten wir und wurden überholt, schossen um Haaresbreite an entgegenkommenden Autos vorbei und hielten alle paar Kilometer an, um einen Passagier auszuspucken oder noch einen quer reinzuschieben.

Ich stellte bald fest, dass neun von zehn Pkw in El Salvador Pickups sind. Es sind die Autos einfacher Menschen, Bauern zumeist, in der Regel die Grundbesitzer, die etwas mehr Vermögen haben als die einfachen Landarbeiter. Sie lesen bei jeder Leerfahrt am Straßenrand wartende Menschen auf, denen der Bus zu teuer oder zu langsam ist, bis kein Löschpapier mehr dazwischen passt, das nicht in drei Sekunden schweißgetränkt wäre. Ich war froh, als der Fahrer endlich für uns anhielt.

Im Hostel pulte ich die Reste meiner Socken von den Zehen und schätzte mich glücklich, dass ich mich ohne die Hilfe einer Fleischerschere aus der Hose befreien konnte. Mit einem Jauchzer der Erleichterung sprang ich, nur mit der durchgeschwitzten Unterhose bekleidet, in den Pool. Und da blieb ich erst mal sitzen – für volle drei Tage.

An meinem zweiten Abend war ich so weit abgekühlt, dass ich mir bei einem Cuba Libre langsam Gedanken über meine Situation machen konnte. Ich war da, das begriff ich allmählich. Ich war im Abenteuer angelangt. Es hatte mich gefunden, kaum dass ich einen Fuß auf den Boden Mittelamerikas gesetzt hatte. Ich war per Anhalter die Panamericana entlanggebraust. Mit nichts außer den Kleidern, die ich auf dem Leib trug, und der Kreditkarte, die ich natürlich im Handgepäck bei mir hatte. Der freundliche Hostel-Besitzer hatte ein Herz für meine Situation, was gut war, denn ein Kreditkarten-Lesegerät hatte er nicht. Er vertraute darauf, dass ich irgendwann schon würde bezahlen können. Was uns verband, war vor allen Dingen unsere Liebe zu El Salvador und zu Rum mit Cola. Gutgelaunt servierte er mir ein weiteres Glas direkt an den Pool.

Ich befand mich inmitten einer Geschichte, die ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht ausgemalt hätte. Und gleichzeitig fühlte ich mich auf seltsame Art leer. Ich war allein. War es das nicht, was ich wollte? Irgendwie fühlte es sich anders an, als wenn man als Teenager auf das Fußballspiel im Hof verzichtet, um in Ruhe ein Buch zu lesen. Ich war nicht nur allein, ich war einsam. Ich sehnte mich plötzlich nach einem vertrauten Umfeld, nach Menschen, die ich kannte, nach Sicherheit. Und auf der anderen Seite, redete ich mir ein, sollte das eigentliche

Abenteuer endlich beginnen. Stattdessen saß ich den ganzen Tag nur im Pool.

Aber genau da lag das Problem: der Pool – und sonst nichts. Das Einzige, womit ich mich auseinandersetzen musste, war der schnellste Weg von meinem Bett zum Pool und zurück. Nicht, weil es nötig gewesen wäre, morgens eine Liege zu reservieren, denn zusammen mit dem anderen Deutschen war ich der einzige Gast im Hostel. Nein, ich hatte aufgrund der aggressiven, blutsaugenden Moskitos ein Bedürfnis, schnellstmöglich zwischen Wasser und Schlafgemach zu wechseln. Sie hatten es sich zur Gewohnheit gemacht, gerade dann am aktivsten zu sein, wenn die Sonne unterging und man den Pool verließ, um die Reste seiner verschrumpelten Haut in wärmenden Stoff zu wickeln.

Das Resultat blieb jedoch dasselbe: Nur zwei Tage nach meiner abenteuerlichen Ankunft im El Salvador fühlte ich mich wie ein Pauschalurlauber auf Gran Canaria. Etwas musste sich ändern. Nur was? Das Abenteuer genügte mir nicht, doch gleichzeitig wuchs es mir über den Kopf. Ich war einsam, wollte aber dennoch endlich losreisen. Ich musste feststellen, dass ich vor der Abreise keine Ahnung gehabt hatte, wie sich eine solche Reise anfühlen würde.

* * *

Am dritten Tag geschahen zwei erwähnenswerte Dinge. Zum einen rief ein Mitarbeiter des Flughafens an. Die Frau des Hostelbesitzers – eine nette junge Einheimische – ging an den Apparat.

»Sie haben eine gute und eine schlechte Nachricht«, rief sie mir zum Pool herüber. Eine schlechte Nachricht?

Hoffentlich war das Gepäck noch vorhanden. Nervös eilte ich zu ihr.

»Sie haben dein Gepäck gefunden«, sagte sie strahlend.

»Und was ist die schlechte Nachricht?«, fragte ich misstrauisch.

»Nun ja«, sagte sie. »Es ist in Mexiko.«

In Mexiko? Bei meinem Umstieg in Panama mussten die Mitarbeiter etwas verwechselt haben. Vollidioten, dachte ich grimmig. Ich fand, ich durfte das denken, denn ich legte auch an meinen eigenen Handlungen einen strengen Maßstab an. Manch einer würde behaupten, ich sei ein Streber. Ich hatte immer die besten Noten, trieb täglich Sport, verstand mich mit den Lehrern. Und ich hätte nie im Leben ein Gepäckstück, auf dem San Salvador steht, nach Yucatán geschickt. Vollidioten! Immerhin versprachen sie, es mit dem nächsten Flieger nach El Salvador zu bringen und mir zuzustellen.

Das zweite erwähnenswerte Ereignis war die Ankunft von Clara. Clara war meine beste Freundin aus Studienzeiten, die zufällig für die ersten paar Wochen in der Nähe war, wenn man denn Los Angeles als Nähe bezeichnen wollte. Sie hatte Lust auf einen Abstecher nach Süden, und ich war ehrlich gesagt froh, dass ich mein Jahr allein zu zweit beginnen konnte. So viel zu meinem gespaltenen Verhältnis zu dieser Reise. Ich wollte das Abenteuer. Ich wollte allein reisen. Aber insgeheim schlackerten meine Knie vor Angst. Also hatte ich Clara für die ersten drei Wochen eingeladen, mit mir durch Mittelamerika zu reisen. Sie gesellte sich zu mir in den Pool und war fest entschlossen, ihren Rückstand an Cuba Libres noch am selben Tag aufzuholen.

Clara gehört zu der Sorte Frauen, die um vier Uhr früh, wenn der Club zumacht, noch darauf besteht, vor dem

Schlafengehen eine Rum- oder Schnapsverköstigung in ihrem Wohnheim durchzuführen. Ich habe mehr selbst kreierte Toffifee- und Nutella-Eierliköre bei ihr zu mir genommen als vollwertige Mahlzeiten und war daher nicht überrascht, dass sie zur Begrüßung einen 57-prozentigen Schnaps mitbrachte. Clara war da, und mein Gepäck kam am nächsten Morgen! Ich war unendlich erleichtert, wegen beidem. Und dennoch hätte ich niemals zugegeben, dass ein Pauschalurlaub mit Freunden auch seinen Reiz hat. Es rief das Abenteuer! Endlich konnte die Reise beginnen!

Guatemala und der Typ mit dem Rad

Wir reisten ein wenig durch El Salvador, erkundeten das Land von der Küste bis in die Berge. Es hatte optisch keine wirklichen Highlights zu bieten, alles sah irgendwie gleich aus, und auf jedem saftigen, grünen Blatt lag eine Schicht aus dickem Staub. Dennoch fand ich es auf eine dreckige Art charmant. Ich war zufrieden, so wie es lief. Ich konnte Clara ein bisschen beeindrucken, als ich, ohne zu zögern, auf die Ladefläche eines Pick-ups kletterte und ihr die Hand reichte. »Das machen die hier so«, sagte ich. »Alles easy.« Es war die richtige Portion Abenteuer, häppchenweise dosiert. Mal hörten wir eine Geschichte, dass einem anderen Reisenden der Pass geklaut wurde, mal wurde der Backpacker im Bungalow neben uns von einer giftigen Spinne gebissen. Das Abenteuer war da, aber die schlechten Dinge passierten den anderen. Wenn wir reisen wollten, winkten wir einfach einem der zahllosen Busse, die im halsbrecherischen Tempo über die Straßen donnerten, und reisten für wenige Dollar durchs halbe Land. Abends liefen wir im Zentrum, völlig egal in welcher Stadt, einfach durch die Gassen, und nach wenigen Minuten bot uns jemand ein

Gästezimmer an. Wenn wir Hunger hatten, war der nächste Imbiss nicht weit. Das Reisen war so einfach, und dennoch erschien es wie ein großes Abenteuer.

Doch vom Backpacking in Mittelamerika bis zu einem Leben auf den Straßen von Neuseeland war es noch ein weiter Weg. Als wir nach einer Woche die Grenze nach Guatemala bei Cara Sucia überquerten, gab mir das Schicksal einen entscheidenden Stoß.

Cara Sucia bedeutet auf Deutsch »dreckiges Gesicht« und beschreibt den Charme des Städtchens zur Genüge. Mit Chicken-Bussen fuhren wir weiter bis Antigua, der ehemaligen Hauptstadt des Landes. Sie liegt vor den Toren von Guatemala-City und wird eingerahmt von mehreren, teils aktiven Vulkanen. Das Kolonialstädtchen zählt mit seinen Pflasterstraßen, seinen halb zerfallenen Kathedralen und seinen pastellfarbenen und knallbunten Hauswänden zum UNESCO-Weltkulturerbe. Es ist der Go-to-Place für alle Reisenden in Guatemala. Es gibt Hostels an jeder Ecke, amerikanische Fast-Food-Ketten und jede Menge buchbare Action. Ich hatte gemischte Gefühle, was diese Stadt betraf. Auf der einen Seite war es verlockend, mal wieder für ein paar Tage einen etwas westlicheren Standard zu genießen. Auf der anderen Seite drängte mich mein Ehrgeiz dazu, auf jeglichen Komfort zu verzichten. Eine geführte Tour im Geländewagen zu einem Vulkan würde einen Rückschritt bedeuten im Vergleich zu einer spontanen Wanderung, die wir in den Bergen El Salvadors unternommen hatten. Und die Matratze des Gästezimmers hatte unbequem zu sein, denn nur wenn man die Knochen im Leib spürt, ist man auf derselben Ebene wie die arme, hart arbeitende Landbevölkerung. Eigentlich albern, dachte ich, als ich im Hostel meinen Rucksack auf die untere Matratze eines Etagenbettes warf. Sie sah ziemlich bequem aus. Das gefiel

mir nicht. Natürlich war es albern, aber ich wollte immer nach vorn, niemals einen Schritt zurückgehen. Dieses Bett gab mir das Gefühl eines Fünf-Sterne-Urlaubs auf den Malediven. Ich grummelte missmutig vor mich hin.

»Hey!«, sagte plötzlich eine Stimme über mir. Ich hatte den jungen Mann, der im oberen Bett schlief, geweckt. Hatte ich etwa laut mit mir selbst gesprochen? Hatte ich mich schon so weit in meiner verrückten Welt verloren, dass ich nicht mal mehr bemerkte, wenn ich redete?

»Ich kenne dich doch«, sagte der Mann und musterte mich nachdenklich. Stimmt, jetzt fiel es mir auch ein. Er hatte im Flieger nach Panama vor mir gesessen. Wir hatten nur wenige Worte miteinander gewechselt, eigentlich kein Grund, gleich ein Wiedersehensfest zu feiern. Aber ein Zufall war es schon.

»Ich bin Steffen«, sagte er.

»Du bist also von Panama nach Guatemala weitergeflogen?«, fragte ich. »Aber das ist doch schon über eine Woche her! Gefällt dir Antigua so gut, dass du länger hierbleibst?« Ein langweiliger Mochtegernabenteurer, schloss ich in Gedanken. Einer von denen, die einen Sprachkurs machten, sich einer geführten Tour auf den Vulkan anschlossen und hinterher zu Hause so taten, als hätten sie den Buschmännern das Feuer gebracht.

»Nee«, sagte Steffen. »Aber ich warte leider immer noch auf mein Gepäck. Die Idioten haben es von Panama nach Mexiko geschickt.«

»Das ist mir auch passiert! Aber meins war dann nach drei Tagen da. Hast du denn schon irgendeine Nachricht, wo es sein könnte?«

»Oh, es ist da, das ist nicht das Problem. Das Problem ist, dass die Hälfte meiner Ausrüstung aus den Satteltaschen

geklaut wurde.«

»Satteltaschen?«, hakte ich nach. Hatte ich mich gerade verhört? Warum sollte jemand mit Satteltaschen reisen? Ich fand meinen klassischen Rucksack wesentlich praktischer.

»Ja, und sogar die Klingel haben sie mir geklaut. Ich will eigentlich mit dem Fahrrad durch Lateinamerika fahren. Aber im Augenblick müssen sich die verschiedenen Flughäfen einigen, wer von ihnen mir eine Entschädigung bezahlt. Die haben ja selbst keine Ahnung, wo das Zeug geklaut wurde. Deshalb hänge ich hier fest und vertreibe mir die Zeit mit einem Spanischkurs.«

Ein bisschen schämte ich mich für meine Vorverurteilung. Doch das Gefühl der Überheblichkeit war insgeheim Neid gewichen. Steffen wollte sich einfach am Flughafen von Guatemala City auf sein Rad schwingen und von dort durchs Land radeln? Ohne Plan, ohne Begleitung, ohne Spanisch zu können? Und dann in Guatemala City! Die Stadt hat zwar kaum mehr Einwohner als Köln, aber ansonsten nicht viel mit der ersten Welt gemeinsam. Wie leider alle Großstädte auf der kontinentverbindenden Landbrücke ist Guatemala City ein dreckiger, stinkender Moloch. Schnellstraßen winden sich mitten durch die Armenviertel, und im Gegensatz zu Köln-Porz muss man hier im Dauerstau wirklich die Knöpfchen runtermachen. Die Wellblechhütten klammern sich an die Hänge, ein bisschen wie in den Favelas in Rio, nur in umgekehrter Richtung. Denn anstatt bergauf, geht es in Guatemala tief abwärts in scheinbar bodenlose Schluchten. Immer tiefer wachsen diese Gettos in den Urwald hinein, immer weiter müssen die Ärmsten der Armen klettern, um entlang der Lebensader, die die Straße für sie darstellt, ihren Unterhalt zu erstreiten. Im zweifelhaften Ranking der Städte mit der höchsten Mordrate verpasste Guatemala City die weltweite Top Ten nur knapp.

Das wusste ich allerdings alles nur aus Erzählungen, denn ich mied die Stadt, so lange ich konnte.

»Clara!«, sagte ich, als meine Freundin den Raum betrat. »Wir sollten mit Steffen einen trinken gehen.« Er faszinierte mich, das konnte ich nicht abstreiten. Etwas an seiner gelassenen Art beeindruckte mich tief.

»Die Strecke von Guatemala City nach Antigua ist heute viel sicherer als früher«, erzählte uns kurz darauf ein Einheimischer an der Bar. »Ich bin Busfahrer, ich kenne die Statistik. Im Schnitt werde ich nur noch alle 200 Fahrten überfallen.« Er lachte ein fast zahnloses Lachen.

»Siehst du«, sagte Steffen strahlend. »Das bedeutet, man hat eine Chance von 199 zu eins, dass alles glattläuft, wenn man aus Guatemala City rausfährt.«

»Aber du bist auf einem Fahrrad!«, protestierte ich. »Und allein! Sobald du an einer Kreuzung stehst, bist du ein leichtes Opfer! Und außerdem!« Ich rechnete kurz nach. »Also, Señor«, fuhr ich auf Spanisch fort. »Wenn Sie alle 200 Fahrten überfallen werden, und täglich so circa acht Fahrten machen. Dann bedeutet das doch, dass Sie ...«

»Nur noch etwa alle sechs Wochen überfallen werde. Sí, Señor! Wie ich schon sagte, die Strecke ist wesentlich sicherer geworden.«

Ich fühlte mich völlig überfordert von so viel Unbekümmertheit. Vielleicht, weil mir selbst einmal mehr bewusst wurde, was ich doch für ein Angsthase war. Oder weil ich hin- und hergerissen war, ob ich Steffen für seinen Mut bewundern oder beneiden sollte. Aber nie im Leben hätte ich mich das getraut.

»Warum willst du überhaupt mit dem Fahrrad fahren?«, fragte ich ihn schließlich. »Das Reisen in den Chicken-